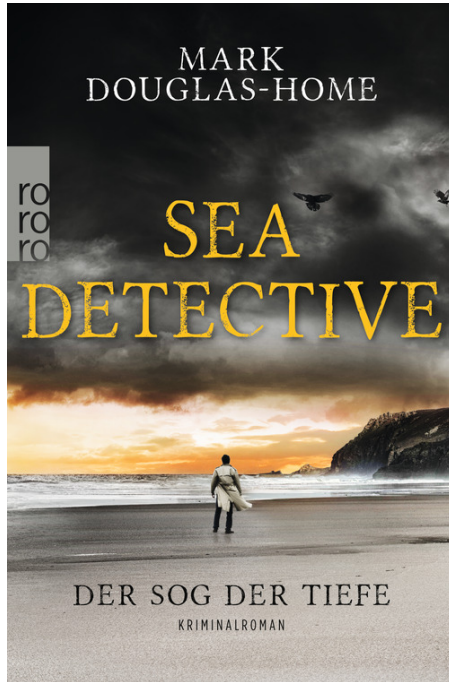


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-27247-9

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Mark Douglas-Home ist Autor und Journalist. Bevor er mit dem Schreiben von Kriminalromanen begann, war er jahrelang Herausgeber der wichtigsten schottischen Tageszeitung «The Herald» und Herausgeber der «Sunday Times Scotland». «Sea Detective: Der Sog der Tiefe» ist der zweite Band der Reihe um den Ozeanographen Cal McGill. Douglas-Home ist verheiratet, hat zwei Kinder und lebt in Edinburgh.

«Spannung aus Schottland: ungewöhnlich, interessant und packend.» (Shotsmag)

«Der Sea Detective hebt die Messlatte für schottische Kriminalromane ... Elegant geschrieben und fesselnd.» (The Scotsman)

«Eine vielversprechende Krimireihe.» (Sunday Times Crime Book of the Month)

Mark Douglas Home

Sea Detective

Der Sog der Tiefe

Kriminalroman

Aus dem Englischen von Stefan Lux

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
«The Woman Who Walked into the Sea»
bei Penguin Books/Penguin Random House, UK.

Deutsche Erstausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, November 2017
Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«The Woman Who Walked into the Sea»
Copyright © 2016 by Mark Douglas-Home
Redaktion Tobias Schumacher-Hernández
Umschlaggestaltung Hafen Werbeagentur, Hamburg,
nach der Originalausgabe von Penguin, UK
Umschlagabbildungen Tim Robinson, Adrian Theze/Arcangel Images
Satz Malabar Pro OTF bei
Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 27247 9

Eine Vase mit Afrikanischen Schmucklilien, Dianas Lieblingsblumen, zierte die Nische in der Kirche. Mary Anderson verharrte einen Moment lang mit anerkennender Miene, dann nahm sie ein Gebetbuch von dem alten Eichentisch am Eingang. Sie schaute sich um, ob bereits sonst jemand eingetroffen war, doch die Bänke waren noch leer. Wie passend, dachte sie. So hatte sie ein paar Minuten zum Nachdenken und zur Erinnerung an Diana. Und sie konnte ihren Platz einnehmen, ohne irgendwem aus Poltown zu begegnen, was immer Unannehmlichkeiten mit sich brachte.

Auf dem Weg durch den Mittelgang bewunderte sie auch die anderen Blumenarrangements: eine Kaskade von glühenden Rot- und Orangetönen neben der Kanzel und ein Gesteck in ähnlich satten Farben links vom Altar. Mit einem Schauern angesichts ihrer eigenen, ihr immer bewusster werdenden Endlichkeit, überlegte Mrs. Anderson, dass dies wohl die beste Jahreszeit war, um die Kirche auf eine Art und Weise zu schmücken, die Diana sicher gefallen hätte.

Während Mary Anderson sich noch mit diesem Gedanken tröstete, wandte sie sich der Frage der Sitzplatzwahl zu. Die dritte oder vielleicht auch die zweite Bank wären angemessen, wenn man bedachte, wie nahe sie Diana und der Familie gestanden hatte. Doch die vier vorderen Reihen beiderseits des Gangs waren mit einem blauen, seidenen Band abgetrennt. Das daran befestigte «Reserviert»-Schild machte sie nervös, sodass sie die behandschuhten Finger unwillkürlich zum Mund führte. Mrs. Anderson schaute sich um, ob irgendjemand ihr in die Kirche gefolgt war – eine Art Saaldiener vielleicht, jemand, den sie um Rat fragen konnte. Doch sie war immer noch allein.

Nachdem sie jede Bank in Betracht gezogen hatte, entschied sie sich für einen Platz am Gang in der vierten Rei-

he. Sie hob das Band von seinem Messinghaken und war, kaum dass sie saß, hochzufrieden mit ihrer Entscheidung. Von hier konnte die Familie sie immer noch weiter nach vorn holen, was sicher auch geschehen würde. Und wenn das in der bereits gefüllten Kirche passierte, würden alle Besucher automatisch Zeugen ihrer Aufwertung. Mrs. Anderson verspürte einen kurzen, aber wonnigen Schauer bei der Aussicht auf eine derart öffentliche Zurschaustellung ihrer Wertschätzung. Sie legte das Gebetbuch mit seinem steifen braunen Einband auf die hölzerne Ablage zwischen ihren Knien und senkte den Kopf.

Nachdem sie flüsternd das Vaterunser gesprochen hatte, starrte sie auf das Buntglasfenster über dem Altar und erinnerte sich an Diana und ihr erstes Wochenende in Brae House. Damals war sie bereits mit Mr. William verlobt gewesen, nachdem die Romanze (wenn das der richtige Begriff dafür war) Monate zuvor in Edinburgh ihren Anfang genommen hatte. Mrs. Anderson erinnerte sich, wie Diana sie unter dem Vorwand, beim Lunch helfen zu wollen, in der Küche aufgesucht hatte, während sie in Wirklichkeit Erkundigungen über ihren zukünftigen Mann einziehen wollte. «Er wird Sie tyrannisieren», hatte Mrs. Anderson auf ihre unverblümte Art erklärt. «Denn Sie machen es den anderen gern recht.» Dies war bereits nach fünf Minuten in Dianas Gesellschaft offensichtlich. Sie gehörte zu den Frauen, die, nachdem bereits ein Mann sie verlassen hatte (vor diesem Umstand hatte Mr. William Mrs. Anderson gewarnt), mit lächelnder Unterwürfigkeit zu verhindern suchten, dass so etwas noch ein zweites Mal geschah.

«Treten Sie für Ihre Positionen ein, sonst tanzt er Ihnen auf der Nase herum», machte Mrs. Anderson ihr Mut. Nicht dass sie es zu jener Zeit ausdrücklich gesagt hätte, aber war es nicht ebenfalls offensichtlich gewesen, dass es hier nicht um eine Liebesheirat ging? Oh, Diana mochte ihn schon, doch in Mrs. Andersons Augen beruhte die Partner-

schaft auf einem Geschäft: finanzielle Sicherheit für Diana und Alexandra, ihre sechsjährige Tochter, und im Gegenzug erhielt Mr. William eine Art Privatsekretärin und Begleiterin zu den Treffen der Anwaltsvereinigung. Wenn überhaupt, stellte er nur geringe emotionale Anforderungen. Es gab schlechtere Fundamente für eine Ehe, versicherte Mrs. Anderson Diana, wann immer sie in Tränen aufgelöst aus Edinburgh anrief, weil Mr. William mal wieder etwas an ihrer äußeren Erscheinung, ihrem Gewicht oder ihrer lückenhaften Bildung (sie hatte nicht studiert) zu mäkeln fand.

Unter den gegebenen Umständen sah Mrs. Anderson sich gern als den Kitt, der die Ehe zusammenhielt. Sie hatte Mr. William in Brae, seinem Wochenend- und Ferienhaus nordöstlich von Ullapool, schon so viele Junggesellenjahre lang gedient, dass sie gelernt hatte, trotz seiner Distanziertheit und Launenhaftigkeit mit ihm zurechtzukommen. Hatte sie sich damit nicht die Vergünstigungen verdient, die daraus resultierten, dass sie Diana zu ihrem Projekt machte?

Das Cottage am Rand von Braes ummauertem Garten, in dem sie jetzt seit mehr als dreißig Jahren lebte, war der offensichtlichste Vorteil, doch es hatte viele weitere gegeben. Geschenke von Diana und zahllose Freundlichkeiten als Dank für Mrs. Andersons Loyalität. Nicht zu vergessen das Privileg (denn als solches betrachtete sie es), zu einer Familie wie den Ritchies zu gehören. Manchmal, so dachte sie gern, hatten Mr. William und sie einen gemeinsamen Charakterzug. Sie beide hatten ein Gespür für die Schwächen anderer, und sie beide nutzten diese Schwächen aus. Ein reicher Mann wie Mr. William konnte andere herumschubsen und seine Launen spüren lassen, eine Haushälterin konnte sich unverzichtbar machen, und das war sie für Diana tatsächlich geworden.

Mrs. Anderson schloss die Augen, und ihr Kopf zuckte ein wenig, ein Schaudern aus ferner Vergangenheit.

Wie lange waren sie schon verheiratet gewesen, als Diana mit der Routine gebrochen hatte, Mr. William jedes Wochenende nach Brae zu begleiten? Acht oder neun Jahre, glaubte Mrs. Anderson. Zu jener Zeit war Alexandra fünfzehn und außer Kontrolle. Sie traf sich mit einem älteren Jungen aus Poltown, und Diana war entschlossen, diese Beziehung zu untergraben, indem sie die meisten Wochenenden zusammen mit ihrer Tochter in Edinburgh verbrachte. Diana beharrte darauf, dass Mr. William es genießen würde, Brae mehr für sich selbst zu haben und sich wie früher von Mrs. Anderson umsorgen zu lassen. Die Wahrheit war – Mrs. Anderson wusste es genau –, dass Dianas Bedürfnis nach Abstand zu ihrem oft unausstehlichen Mann ebenso ausschlaggebend war wie der Wunsch, Alexandra und ihren unpassenden Freund auseinanderzutreiben. Falls sie um ihre Meinung zu Dianas Strategie gebeten worden wäre, hätte sie vermutlich entgegnet, dass Mr. William die Einsamkeit an den Wochenenden mit der Zeit immer mehr schätzen und genau wie Diana der sonntäglichen Wiedervereinigung in Edinburgh mit Schrecken entgegensehen würde. Wie sich herausstellte, irrten sich beide.

Was beiden Frauen nicht in den Sinn gekommen wäre, war Mr. Williams Empfänglichkeit für eine Verführerin. Mrs. Andersons Ausblenden dieser Möglichkeit hatte überwiegend praktische Gründe – derartige Frauen traf man in der nordwestlichen Küstenregion Schottlands so selten an wie reinrassige Wildkatzen. Außerdem sprach ihre Erfahrung dagegen. William Ritchie QC, also Kronanwalt, war nie ein Romantiker oder ein Frauenheld gewesen. Er umgab sich vorzugsweise mit Männern, idealerweise anderen Anwälten, und fühlte sich in Gegenwart von Frauen unbehaglich. Selbst Begrüßungsküsschen auf die Wangen mied er, wann immer möglich. Außerdem war er inzwischen Ende fünfzig, also sicher zu alt für eine Midlife-Crisis, vor allem bei einem Mann, der seine Zufriedenheit in Respektabilität

und Routine fand und die Unkeuschheit und die Fehler anderer Menschen entschieden missbilligte.

Mrs. Anderson nannte die Affäre und ihre Folgen immer noch seine «Tollheit». Es waren verzweifelte Zeiten gewesen, in denen schwierige Entscheidungen getroffen werden müssen. Eine Leidenszeit für sie alle. Nicht zu vergessen der schlimme Schlamassel, vor dem sie am Ende gestanden hatten. Was geschehen war, war geschehen, sagte sie sich mit verwundertem Kopfschütteln. Und meinte damit nicht nur Mr. Williams Tollheit. Denn hatte der Wahnsinn sie nicht alle in mehr oder weniger großem Maß angesteckt? Nachher hatte Diana solche Angst gehabt, dass er sich umbringen könnte, dass sie nachts vor seiner verschlossenen Schlafzimmertür wachte. Mrs. Anderson erinnerte sich an sein Weinen. Solche Emotionen. Sie fragte sich, wo er sie all die Zeit zuvor versteckt hatte. Diana verlieh ihm natürlich und nahm die Schuld auf sich. Typisch für jemanden, der es allen recht machen will, machte sie sich Vorwürfe, weil sie ihn allein gelassen hatte.

Und was Mr. William betraf, schien er das Leid, das er verursacht hatte, ebenso zu bedauern wie seinen moralischen Fehltritt. Mrs. Anderson konnte beobachten, dass die leere Hülle, in die er sich scheinbar verwandelt hatte, trotz allem einen besseren, auf jeden Fall einen freundlicheren Ehemann abgab. Hatten er und Diana danach nicht noch zwanzig gemeinsame Jahre bis zu seinem Tod verbracht? Gute Jahre, an die sich Mrs. Anderson voller Wärme erinnerte und in denen sie mit der Zeit immer weiter ins Zentrum der Familie gerückt war.

Plötzlich überfiel sie ein Gefühl des Verlustes: Mr. William war tot, und jetzt auch Diana. Sie fand ein Taschentuch in ihrer Handtasche und tupfte sich die Augen trocken.

Natürlich hatte sie angeboten, nach Edinburgh zu ziehen und Diana zu pflegen. Doch Alexandra hatte sie abgewiesen und erklärt, dass ihre Mutter zu stolz wäre, um ir-

gendjemanden, der kein Fremder war, *diese* Art Aufgaben für sie erledigen zu lassen. Und sowieso, war Mrs. Anderson selbst nicht inzwischen zu alt und hilflos? Mrs. Andersons Antwort war scharf ausgefallen, zu Recht. Und dann war es zu dem verletzenden Vorfall mit der eilig angesetzten Einäscherung gekommen, die ebenfalls in Edinburgh stattgefunden hatte. Da man ihr nicht Bescheid gegeben hatte, konnte Mrs. Anderson nicht teilnehmen. Alexandra entschuldigte sich auf ihre unaufrichtige Art und erklärte, dass weder sie noch Matt, dieses schwächliche Geschöpf, das sie sich zum Ehemann erwählt hatte, es für wichtig gehalten hätten. Konnten Leute wie Mrs. Anderson nicht den Gedenkgottesdienst in der Kirche bei Brae besuchen? Mrs. Anderson blaffte zurück: *Sie* gehörte nicht zu *den Leuten*. Zuweilen fragte sie sich, wie Diana es fertiggebracht hatte, ein derart rücksichtsloses Kind großzuziehen. *Miss Alexandra*, wie Mrs. Anderson sie zähneknirschend titulierte.

Inzwischen füllte sich die Kirche, und ein oder zwei Trauergäste, wahrscheinlich aus Dianas erweiterter Familie, nahmen in den reservierten Reihen Platz. Mrs. Anderson erkannte einen Mann mit weißem Haar aus Dianas Fotoalben wieder. Daher nickte sie ihm höflich zu, und er erwiderte die Geste.

Wie befriedigend, dachte Mrs. Anderson.

Bald füllten sich auch die Reihen hinter ihr. Einige Gesichter, die sie aus dem Laden in Poltown kannte, erwiderten ihre Blicke. Doch weder sie noch die Dorfbewohner grüßten. In ihrem Fall aus Anstand (hatte man sich nicht zum Gedenken an Diana hier versammelt?), doch bei ihnen wohl eher aus Eifersucht und Ablehnung. Wieder spürte sie diesen Schauer bei der Aussicht, bald auf einen angemesseneren Platz gebeten zu werden. In diesem Moment bemerkte sie, dass die Familie sich im Mittelgang näherte: Matt, Alexandra in raschelnder blauer Seide und die Kinder, Richard und Sophia. Wurden sie nicht mit atemberaubender

Geschwindigkeit größer? Auch Matts Schwester war da, und Dianas Neffen und Nichten, die Kinder ihres Bruders Malcolm, der von seiner Frau begleitet wurde. Ihr Name war Mrs. Anderson entfallen, die sich Mühe gab, jemanden aus der Familie, irgendjemanden, auf sich aufmerksam zu machen. Sie hatte schon ihr Gebetbuch aufgehoben und saß ganz vorn auf der Kante ihrer Bank, um jederzeit den Platz wechseln zu können, sobald man sie bemerkte.

Eine Familie, die sie nicht kannte, drängte sich in die Reihe vor ihr: Mutter und Vater begleitet von zwei hochgewachsenen Jungen im Teenageralter. Sie versperrten ihr die Sicht und machten es ihr schwer, auf sich aufmerksam zu machen. Genauer gesagt: Sie machten es allen anderen schwer, Mrs. Anderson zu sehen.

Dann berührte ein kleiner Mann ihren Ellbogen und bat darum, in ihre Reihe gelassen zu werden. Sie kannte ihn nicht, und wie es schien, beruhte das auf Gegenseitigkeit. Sonst hätte er kaum diesen herablassenden Ton in seine Stimme gelegt. Als er das Band hob, stand sie auf, um ihn hereinzulassen. Stattdessen aber schob er vier andere Personen in die Reihe, zwei Frauen im mittleren Alter, die (unpassenderweise, wie Mrs. Anderson fand) helle Farben trugen, Grün und Pink; sowie zwei jugendliche Mädchen, eines davon so übergewichtig, dass marmoriertes Fleisch zwischen Hose und T-Shirt herausquoll. Als alle saßen, war kein Platz mehr für den Mann, der Mrs. Anderson ins Ohr flüsterte: «Sind Sie sicher, dass Sie auf dem richtigen Platz sitzen?»

Was sollte sie ihm antworten? Natürlich saß sie nicht am richtigen Platz. Sie sollte weiter vorn sitzen. Sie lächelte und gab sich Mühe, sich nicht angegriffen zu fühlen. In diesem Moment schien auch Matt ihre missliche Lage zu bemerken, denn er trat – Gott sei Dank! – auf sie zu. «Ist schon gut, Henry», sagte er zu dem Mann, der immer noch neben Mrs. Anderson stand, als hätte er vor, während des gesam-

ten Gottesdienstes dort auszuharren. Mrs. Anderson schüttelte leicht den Kopf, um Matt anzudeuten, dass es nicht ihre Schuld war. Er beugte sich zu ihr vor, und sie konnte den Inhalt seiner knappen Worte ebenso wenig glauben wie den abrupten Ton, in dem er sprach: «Könnten Sie sich etwas weiter nach hinten setzen?»

Was konnte sie tun? Über die Trauergemeinde hinter ihr hatte sich nun Schweigen gebreitet. Sie spürte, wie die Gesichter sich in ihre Richtung wandten, als wäre sie die Ursache dieses Problems. «Bitte, Mrs. Anderson», fuhr Matt fort. «Wir wollen doch keine Szene.» Er legte seine Hand unter ihren rechten Ellbogen, und plötzlich begriff sie, dass sie aus der Bank vertrieben wurde. Sie flüsterte einen scharfen Protest, doch entweder hörte Matt ihre Worte nicht oder er ignorierte sie. Stattdessen sagte er zu Henry: «Tut mir leid, alter Junge.» Woraufhin Henry prompt ihren Platz einnahm. Ehe sie Matt das Missverständnis erklären konnte, erhöhte er den Druck auf ihren Arm und flüsterte ihr ärgerlich ins Ohr: «Diana fühlte sich verpflichtet, Sie über all die Jahre zu ertragen – Gott weiß, warum –, doch wir werden Sie nicht länger tolerieren.» Und dann ließ er sie einfach im Gang stehen und ging zurück zur vordersten Reihe.

Sie schaute sich um. Leute stießen sich gegenseitig an, flüsterten und zeigten verstohlen mit dem Finger auf sie. Es blieb ihr nichts anderes übrig. Sie ging los. Bei jedem Schritt hatte sie das Gefühl, ihre Beine würden jedes Moment nachgeben. Doch letztlich war es ihr Gesicht, das ihre Erschütterung verriet. Es wurde rot und fühlte sich so heiß an, als würde es gleich platzen. Irgendwo hinten in der Kirche stand ein junger Mann mit dunklem Haar auf und bot ihr seinen Platz an: «Alles in Ordnung?», fragte er. Ohne ein Wort sagen zu können, ließ sie sich auf den Sitz fallen. Zum Glück kündigte der Priester in diesem Moment das erste Lied an, und die Gemeinde erhob sich. Mrs. Anderson war

zu erregt, um aufstehen zu können. Sie fühlte sich in einen Strudel der Erniedrigung hinabgezogen. Die Tür, an die sich der junge Mann gestellt hatte, war nur ein paar Schritte entfernt. Sie stand noch offen für Spätankömmlinge.

Das Nächste, was sie mitbekam, war, dass sie sich draußen auf dem Kiesweg befand. Ihr Herz raste schneller, als es bei einer Frau von siebenundsiebzig Jahren ratsam war. In ihrer Eile, von hier wegzukommen, stolperte sie und stürzte. Das Gebetbuch, das sie nicht wieder auf den Eichentisch gelegt hatte, fiel ins Gras neben dem Weg. Die Kiesel des Pfads gruben sich in ihre Knie. Sie schrie genau in dem Moment auf, als die Gemeinde mit «Land of Hope and Glory» begann, dem Lieblingslied von Mr. William und Diana. Verwirrt starrte Mrs. Anderson auf die kleinen Blutstropfen, die durch ihre zerrissene Strumpfhose drangen, und auf die flatternden Seiten ihres Gebetbuchs. Dann spürte sie, wie derselbe junge Mann, der ihr zuvor seinen Platz angeboten hatte, ihr aufhalf. Als er sie fragte, ob er etwas für sie tun könne, starrte sie ihn ausdruckslos an. Denn alles, was sie im Moment hören konnte, war Matts boshafte Flüstern: «Diana fühlte sich verpflichtet, Sie über all die Jahre zu ertragen ...»

Fühlte sich verpflichtet ...

Sie stieß einen weiteren leisen Schmerzensschrei aus und schüttelte den jungen Mann ab. «Sind Sie sicher, dass alles in Ordnung ist?», rief er ihr nach, als sie sich unsicher auf den Weg vorbei an Mr. Williams Grab machte, das Gesicht abgewandt, um ihre Tränen zu verbergen. Sie trat durch das hölzerne Tor hinaus auf den Pfad durch die Heide. Das war der schnellste Weg zu ihrem Cottage. Sie brauchte zwanzig Minuten, länger als üblich, denn sie musste häufig stehenbleiben und sich die Augen trockenwischen. Immer noch schluchzend betrat sie schließlich ihre Veranda und ließ sich gegen die Tür fallen.

Nie zuvor war sie derart schändlich behandelt worden, dachte sie, während sie die Handschuhe abstreifte und auf das Regal im Flur legte.

Sie über all die Jahre zu ertragen ...

Sie hatte Matt nie gemocht und auch nie respektiert. Das galt generell für alle Männer, die sich als «Händler» oder «Agenten» bezeichneten, in Matts Fall als Immobilienhändler. Inzwischen verspürte sie beinahe Verachtung. Für ihn und Miss Alexandra.

Immer noch abgelenkt, griff sie nach einem Brief, der während ihrer Abwesenheit durch den Briefschlitz geworfen worden war. Der Stil des Umschlags war ihr vertraut. Solche Kuverts wurden für die Geschäftskorrespondenz von Brae House verwendet. Sie ging in die Küche, wo das Licht heller war, und öffnete den Brief mit zitternden Händen.

Liebe Mrs. Anderson,

bei einer Durchsicht der Abrechnungen des Gutes nach Mrs. Ritchies Tod ist uns aufgefallen, dass Sie das Gardener's Cottage zu Konditionen bewohnen, in deren Genuss kein anderer Mieter des Brae Estate kommt. Ich muss Sie davon in Kenntnis setzen, dass Ihre Betriebskosten und Ihre Kommunalsteuern in Zukunft nicht mehr vom Landgut übernommen werden können, wie es zu Lebzeiten von Mrs. Ritchie der Fall war. Außerdem ist der freiwillige Verzicht auf eine Mietzahlung hiermit gekündigt. Ab sofort werden Sie eine monatliche Miete von 575 Pfund, also zu den marktüblichen Konditionen, zu entrichten haben.

*Mit freundlichen Grüßen
Matthew Hamilton*

Mrs. Ritchie. Nicht Diana. Matthew Hamilton. Nicht Matt. Die Mitteilung war nicht einmal von Hand unterschrieben.

Der Brief flatterte zu Boden. Ihre Hände griffen nach der Rückenlehne eines Stuhls. Ihr Mund stand offen, und ihr Atem beschleunigte sich. Jedes Ausatmen wurde von einem Wimmern begleitet. Langsam blickte sie sich um und fragte sich, ob sie es sich noch länger würde leisten können, hier zu wohnen.

Ein Schmerz folgte auf den anderen.

Ihre Rente war bescheiden und das Haus größer, als sie es sich aus eigener Kraft leisten konnte. Sie wurde von Angst und schmerzhaften Krämpfen gepackt. Sie schwankte, konnte einen Sturz aber vermeiden, indem sie sich fest an den Stuhl drückte.

Ein Schmerz nach dem anderen.

Sie schüttelte den Kopf. Womit hatte sie das verdient? War sie nicht Dianas loyalste Freundin gewesen? Was wäre ohne Mrs. Anderson aus ihr geworden?

Sie zu ertragen ...

Also hatte Diana Mrs. Anderson nur ertragen, weil sie es musste. Wegen dem, was Mrs. Anderson wusste. Wegen dem, was Mrs. Anderson getan hatte, als Diana sie am dringendsten brauchte.

Diana hatte es immer allen recht machen wollen, offenbar auch Mrs. Anderson.

Sie setzte sich an den quadratischen Küchentisch. In der Mitte stand ein getöpftes Gefäß mit Bleistiften, Kugelschreibern und einer Schere. Ringsum befanden sich ordentlich aufgestapelt alltägliche und nützliche Gegenstände - Versandhauskataloge, ihr Tagebuch, ein Notizblock, Briefmarken und das Telefonbuch. Sie griff nach einem Kugelschreiber und dem Papier. Sie schrieb schnell, zwei Sätze in großen Druckbuchstaben, sodass man später ihre Handschrift nicht würde erkennen können. Sie faltete das Blatt zusammen und steckte es in einen Umschlag, des-

sen Lasche sie mit ihrer trockenen Zunge mehrmals anlecken musste, bevor sie feucht genug zum Zukleben war. Dann zog sie das Telefonbuch heran und schrieb die Adresse des Sozialamts in Inverness ab. Sie klebte eine Marke für schnelle Zustellung auf den Umschlag und ging zur Haustür. Sobald sie im Freien war, setzte sie die gleichmütige Miene auf, die sie jedes Mal zur Schau stellte, wenn sie in den Wagen stieg und zum Briefkasten neben dem Laden in Poltown fuhr.

Sie ging die Auffahrt hinunter zur Straße und führte Selbstgespräche über ihre Loyalität zu den Ritchies: dass sie Dianas Geheimnis für sich behalten hatte; und dass *Miss Alexandra* als Konsequenz daraus in ihrer Schuld stand. Hatte Mrs. Anderson Diana denn nicht gerettet und sich dabei die Hände mit Blut beschmiert? Die Familie hätte sie nicht so nah herankommen lassen dürfen, wenn man vorhatte, sie einfach so wieder loszuwerden. Sie würden für das, was sie nun getan hatten, bezahlen müssen. Oh, und wie sie bezahlen würden.

Auf seinem Platz ganz hinten in der Kirche fühlte sich Cal McGill zunehmend exponiert. Aus dem Strom von Menschen, der langsam dem Ausgang zustrebte, um Diana Ritchies Familie ihr Beileid zu bekunden, blickten immer wieder mürrische Gesichter zu ihm auf. Er wusste nicht, weshalb er solche Aufmerksamkeit auf sich zog. Vielleicht lag es an der etwas merkwürdigen Zusammenstellung seiner Kleidung: ein weißes, bis zum Kragen zugeknöpftes Hemd, eine abgetragene Leinenjacke (beides Zugeständnisse an den Anlass), dazu schwarze Jeans und braune Wanderstiefel, die er heute Morgen geputzt hatte. Vielleicht ging es aber auch bloß darum, dass er als Fremder an einem Ort war, wo Außenseiter aus Prinzip gründlich unter die Lupe genommen wurden.

Was immer der Grund sein mochte, er fühlte sich nicht wohl dabei, mit solcher Neugier betrachtet zu werden. Statt zu warten, bis das Ende der Schlange an ihm vorbeizog, beschloss er, sich lieber hinten anzustellen. Auf dem Weg Richtung Altar schob er sich an Gruppen von Dorfbewohnern vorbei und schnappte diverse Bemerkungen über die alte Frau auf, die zu Beginn des Gottesdienstes die Kirche verlassen hatte. Cal erfuhr, dass sie Mrs. Anderson hieß und offenbar nicht besonders beliebt war. Zweimal schnappte er die Bezeichnung «Mrs. Hochmütig» auf, und es schien ihm fast, als legten die Leute es darauf an, dass er ihre Kommentare mitbekam. Vielleicht um zu erklären, warum niemand sonst ihr geholfen hatte; vielleicht auch, um ihm zu verstehen zu geben, dass er, der Außenseiter, sich nicht hätte einmischen sollen. «Für wen hält sie sich? Es geschieht ihr recht», lautete die Tendenz der Kommentare, die er auf seinem Weg an der Schlange vorbei hörte. Als Cal beinahe die vordersten Reihen erreicht hatte – den Schauplatz von

Mrs. Andersons Vertreibung -, streckte ein kleiner, rundlicher Mann mit beginnender Glatze den Arm aus, um ihm den Vortritt zu lassen.

«Danke.» Cal lächelte, als der Mann einen Schritt zurückwich.

«Das war nett von Ihnen», sagte der Mann.

«Was?»

«Sich um Mrs. Anderson zu kümmern.»

Cal zuckte die Achseln. Das hätte doch jeder getan, schien seine Geste zu sagen.

Der Mann trat näher und senkte die Stimme. «Viele Leute hier mögen sie nicht besonders ...»

«Das habe ich schon gemerkt.»

«Ich komme ganz gut mit ihr klar, aber manchmal ist sie sich selbst der schlimmste Feind.» Als er sich vergewissert hatte, dass niemand ihn hören konnte, fragte er: «Was ist vor der Kirche passiert? Ging es ihr besser?»

«Nein, nicht wirklich», erwiderte Cal. «Sie stolperte auf dem Pfad und schrammte sich die Knie auf, aber sie wollte nicht, dass ich ihr helfe.»

Der Mann schüttelte den Kopf. «Das klingt ganz nach Mrs. Anderson, mehr Stolz als Verstand. Ist sie durchs Seitentor verschwunden?»

Cal nickte.

«Das ist der Weg zu ihr nach Hause. Ich werde später mal vorbeischaun. Wenn sie allerdings den Eindruck bekommt, dass ich nach ihr sehen will, reißt sie mir den Kopf ab. Ich werde so tun, als wollte ich nur fragen, ob sie irgendetwas aus dem Laden braucht.»

Jetzt streckte der Mann seine Hand aus. «Mein Name ist Jim Carmichael. Ich liefere die Bestellungen für den Laden aus. Alle nennen mich nur Jim.»

«Cal ...» Cal ließ Jims Hand los. Er kam sich selbst steif und abweisend vor. «Cal McGill.» Da er nicht wusste, was er sonst noch sagen sollte, fügte er hinzu: «Meine Mut-

ter kannte Diana Ritchie. Sie waren vor langer, langer Zeit Nachbarinnen in Edinburgh. Mrs. Ritchie schrieb meinem Vater nach dem Tod meiner Mutter. Sie hätte gewollt, dass ich hier bin.»

«Sie sind extra aus Edinburgh gekommen?» Jim wirkte beeindruckt.

«Ich wollte mir sowieso ein paar Tage freinehmen, um in den Nordwesten zu fahren.»

«Was führt Sie in diese Gegend?»

«Meine Arbeit. Ich erforsche das Meer.» Cal setzte eine entschuldigende Miene auf. «Die meisten Leute würden so was wahrscheinlich nicht als Arbeit bezeichnen.»

«Tatsächlich?», sagte Jim. «Da habe ich einen Tipp für Sie. Haben Sie Interesse an merkwürdigen Gegenständen, die Leute am Strand gefunden haben?»

«Eigentlich schon, kommt darauf an.»

«Nun, es gibt hier einen Farmer, der immer auf der Suche ist. Vor zwei Wochen ungefähr hat er einen wirklich ungewöhnlichen Fund gemacht. Eine Guinness-Flasche, die schon seit Ewigkeiten im Meer trieb, seit ...» Jim zog nachdenklich die Augenbrauen hoch. «Seit 1959, glaube ich ... Jedenfalls hat sie keinen Kratzer, sieht nagelneu aus, ein Sammlerstück offensichtlich. Der Mann heißt Duncan Boyd. Wenn Sie Richtung Norden fahren, biegen Sie in die erste Straße links ein und dann noch mal links an den beiden Steinsäulen. Es sieht mehr nach einer Müllkippe als nach einer Farm aus. Aber kümmern Sie sich nicht darum. Sagen Sie einfach, Jim hätte Sie geschickt.» Sein Gesichtsausdruck wurde etwas düsterer. Offenbar war ihm gerade noch etwas eingefallen. «Duncan ist, na ja, ein bisschen eigenartig ... Aber wenn Sie ihn nach der Guinness-Flasche fragen, wird schon alles klargehen. Nur mit diesem anderen Thema sollten Sie ihm nicht kommen, mit dem Windpark.»

An manchen Tagen fand er nichts, an anderen war es wie heute, wo der Strand der South Bay mit allem möglichen Gerümpel übersät war. Duncan Boyd betrachtete die Szene mit derselben Erregung, die ein Sammler an der Tür eines Trödelladens verspürt. Man konnte nie wissen, was man in den nächsten Minuten entdecken würde. Kürzlich hatte er eine alte, braune, zwischen Seegrass verborgene Flasche gefunden. Ihre Bedeutung war ihm auf der Stelle klargewesen. Die Plombe war noch unbeschädigt, und die Papiere in der Flasche schienen im selben makellosen Zustand zu sein wie zu dem Zeitpunkt, als Guinness sie anlässlich des zweihundertjährigen Firmenjubiläums mit weiteren 149 999 identischen Flaschen in den Atlantik geworfen hatte. Tausende davon waren damals an die Ostküsten Amerikas und Kanadas getrieben, wie Guinness es gehofft hatte; andere kamen irgendwann in Südamerika, der Arktis, selbst in Europa an Land. Und bis heute wurden einzelne Flaschen angespült, mehr als ein halbes Jahrhundert später, nach Zigtausenden Kilometern im Meer. Eines der Dokumente, die Duncan aus der Flasche fischte, die König-Neptun-Schriftrolle, war inzwischen gerahmt und hing an einem Balken in der Scheune, wo er seine Funde sortierte. Er hatte das farbenfrohe Dokument in den letzten Tagen so oft gelesen, dass er den Anfang auswendig rezitieren konnte, was er auch gern tat – mit einer, wie er fand, dem Anlass angemessenen Stimme. Einem sonoren Bass, der aus den Tiefen des Ozeans aufzusteigen schien.

«Grüße an den Finder dieses Dokuments. Allen Männern (und Frauen) sei hiermit kundgetan, dass ich, Neptun, Herrscher der Meere ...» Duncan legte eine Pause ein, streckte das Kinn vor und ließ den Blick über sein imagi-

näres Königreich schweifen. «Dass ich, Neptun, Herrscher der Meere, dem Hause Guinness gestattet habe, in meinem Herrschaftsbereich die Flasche auszusetzen, die dieses Dokument enthält – allerdings in einem speziellen Gebiet meines Reiches, dem Atlantischen Ozean –, und dass ich derselben freie und ungehinderte Durchreise gestatte, um die Geschichte des Guinness Stout zu euch zu transportieren.»

Sofort breitete sich ein Grinsen aus, das sein wettergerbtes Gesicht in ein Relief von Furchen verwandelte. Er rieb sich mit der Hand über das Grau seines unrasierten Kinns und nahm den felsigen Pfad von der Landspitze zum darunterliegenden Strand. Auf halber Strecke, wo der Pfad steil zwischen senkrechten Felsplatten hinabführte, hielt er an und schrie: «Ich, Neptun, Herrscher der Meere!» Dabei legte er den Kopf zur Seite. Als er den Widerhall seiner Stimme hörte, lächelte er. «Heute», fuhr er fort, während er über die losen Steine kletterte, «wird ein guter Tag, Duncan.» Voller Vorfreude leckte er sich die Lippen.

Kaum hatte er den Sand erreicht, sah er seinen Optimismus bestätigt. Eine blaue Ankerboje war gestrandet, ein Typ, den er bisher noch nie gesehen hatte. Auf der Suche nach dem Herstellernamen drehte er sie um, konnte aber nichts entdecken. Ehe er sie über den Strand trug, schaute er sich um, ob irgendwer in der Nähe war. Doch er entdeckte nur die Autos an der Kirche, die wegen Diana Ritchies Gedenkgottesdienst dort parkten.

Er runzelte die Stirn und schob im Gedenken an ihr Ableben die Unterlippe vor. Dann grinste er wieder, weil er ganz allein hier war. «Mein Königreich», verkündete er und bemühte sich, wie ein Monarch zu klingen. Das Resultat amüsierte ihn selbst: mehr Darth Vader als römischer Meeresgott. Er hob die Boje auf, dann machte er sich auf den Weg zum Wendekreis am Ende der Straße, wo er am Abend zuvor seinen leeren Anhänger abgestellt hatte.

Einen Moment lang beschäftigte er sich mit der Frage, ob er den Fund zu den anderen blauen Bojen seiner Sammlung legen sollte – normalerweise sortierte er Bojen nach Größe und Farbe – oder lieber für sich allein, da er keine andere von dieser Sorte besaß. Sobald er die Frage im Kopf formuliert hatte, packte ihn die Ungeduld. Er versetzte der Boje einen Stoß, sodass sie ans Ende des Anhängers rollte. Dann ließ er den Blick wieder zum Strand schweifen. Welche Funde erwarteten ihn heute noch?

Normalerweise brauchte er mehrere Tage, um seinen Anhänger zu füllen, doch heute Morgen würde es anders sein. Die Winde und Hochwasser der letzten Tage hatten den Strand freigiebig versorgt. Er mochte das Wort. *Freigiebig*. Im letzten Moment lenkte ein Wirbel aus Grau- und Blautönen im Sand ihn ab. Er machte einen Satz und schrie erfreut auf, als er einen Gummiball entdeckte. Er würde ihn für Pepe aufheben, den Hund der neuen Ärztin, Dr. Bell, die manchmal nach ihrer Sprechstunde in Poltown in der South Bay spazieren ging.

Etwas mehr als eine Stunde verbrachte er nun damit, hin und her durch den Sand zu streifen. Am Ende hatte er ein Netz zum Vorschein gebracht, zwei Hummerkörbe, vier Stücke Plastikrohr, eine Sammlung von Weichholzplanken und weiteres Treibholz, eine blaue Fischkiste, noch zwei Bojen (weiß und orange), abgebrochene Styroporstücke, ein leeres Ölfass und etwas, das wie ein Ruderblatt aussah.

Nachdem er alles auf seinen Anhänger geladen hatte, legte er eine Pause ein, um sich mit seinem letzten Tabak eine Zigarette zu drehen. Dabei versuchte er sich darüber klarzuwerden, welcher Wochentag heute war. Falls es Donnerstag war, würde die Kiste mit seiner Lieferung aus dem Laden schon am Tor zur Farm stehen. Mit einem neuen Päckchen Tabak. Er glaubte allerdings, dass es erst Mittwoch war, und beschränkte sich auf zwei Züge, bevor er das glimmende Zigarettenende zwischen Daumen und Zei-

gefingert ausdrückte. Er stopfte den Stummel in die Brusttasche seines Leinenhemdes und wollte sich wieder an die Arbeit machen. In diesem Moment fiel ihm ein, dass er die Straße schon eine ganze Weile aus den Augen gelassen hatte. Schließlich wollte er nicht, dass irgendjemand ihn überraschte.

Er stieg auf den Anhänger und erhob sich langsam aus der Hocke. So hatte er die hohen Kämmen der Hügel hinter Poltown im Blick. Nun streckte er den Rücken durch und reckte den Hals. Die Waldstücke um Brae House herum tauchten auf, dann die Kirche auf ihrer smaragdgrünen Anhöhe zwischen dem Landhaus und dem Dorf. Er registrierte, dass die Autos nicht mehr dort standen. Der Gedenkgottesdienst für Diana Ritchie war offensichtlich vorüber. «Gott segne ihre Seele», sagte er in düsterem Ton. Dann grinste er, weil ihm klar wurde, dass er ja selbst eine Art Gott war und keine anderen Gottheiten zu Hilfe rufen musste. Er konnte den größten Teil der Straße zum Strand überblicken. Er sah die Zufahrt zu seiner Farm, die beiden steinernen Säulen, die mit alten Maschinen und Stapeln von Treibgut gesprenkelte Weide und, weiter rechts, sein Wohnhaus und das Gehöft.

Da bemerkte er die Motorhaube eines Fahrzeugs. Es stand direkt auf dem Vorhof seines Gehöfts. Er duckte sich und schimpfte über diese neuerliche Zudringlichkeit. Jedenfalls hatte der Besucher ihn nicht bemerkt. Doch wer mochte es sein? Sein Überschwang wegen des menschenleeren Strandes löste sich in nichts auf. Er hockte sich auf den Anhänger und murmelte leise, dass er sein Land niemals verkaufen würde, egal welchen Anreiz man ihm böte und welche Versprechungen man ihm machte. In den wenigen Sekunden, seit er das Fahrzeug entdeckt hatte, war eine Palette schnell wechselnder Emotionen über sein Gesicht gehuscht - Panik, Sorge, schließlich Trotz. Nein, er würde seine Farm niemals verlassen.

Mit einem Mal nahm ein Plan in seinem Kopf Gestalt an. Er würde auf seinen alten Ferguson-Traktor schreiben: «Dieses Land ist NICHT zu verkaufen. Drehen Sie hier um». Und dann würde er den Traktor gleich an die Einfahrt stellen, damit niemand mehr auf die Idee käme, ihn zu verwirren.

Von diesem Plan ermutigt, richtete Duncan sich wieder auf, bis seine große Scheune in Sicht kam. Der rote Pickup arbeitete sich über den zerfurchten Feldweg, der von seinem Gehöft über die Weide zu den steinernen Säulen führte. Sein Besucher verließ ihn wieder. Abermals veränderte sich Duncans Gesichtsausdruck, und an die Stelle des Trotzes trat Verwirrung. Das Fahrzeug sah alt und verbeult aus, und auch auf die Entfernung war eine Delle in der Fahrertür nicht zu übersehen. Die Männer, die bisher gekommen waren und ihn überreden wollten, sein Land an das Windpark-Konsortium zu verkaufen, hatten schicke schwarze SUVs gefahren, BMW und solche Marken. Der Pickup fuhr nun zu der Stelle, wo der Strandweg in die Straße nach Poltown mündete. Duncan wartete, bis er verschwunden war, dann lief er Richtung Farmhaus, wobei er eine Abkürzung durch die Dünen nahm und über den kaputten Zaun auf die Weide kletterte. Neben dem Wrack eines alten Pferdewagens blieb er stehen, um Luft zu holen. Die körperliche Anstrengung brachte einen Teil seiner früheren Aufgekratzttheit zurück.

«Ich, Neptun», proklamierte er mit angemessen triumphaler Stimme, als hätte er eine große und blutige Schlacht überstanden, eine Schlacht der Götter, aus der er siegreich hervorgegangen war und bei der er seine Feinde Hals über Kopf in die Flucht geschlagen hatte. Von diesem Triumph befeuert, schritt Duncan nach Hause. Erst als er in der offenen Tür seiner Scheune stand, zögerte er. Auf dem vollgepackten Boden lag ein Blatt Papier, das mit einem Stein beschwert war. Die Ecken flatterten im Luftzug. Duncan be-

trachtete es sorgenvoll, ehe er sich unsicher hinabbeugte,
um es zu lesen.

[...]